

reproduziert  
in der literarischen  
Kundschau

202

# André Gide — oder der Individualismus.

Zum 60. Geburtstage. — Von Bernard Guillemin.

Als André Gide während des Krieges einmal wenige Wochen in der Westschweiz verbrachte, wo er, der französische Dichter protestantischer Herkunft, schon früh eine zahlreiche Anhängerenschaft besaß, geschah es, daß er in einem Kreis von literaturbesessenen Studenten gefragt wurde, woran er denn augenblicklich arbeite — etwa, der Gedanke lag nahe, an einem Kriegsroman? — „Ich schreibe meine Memoiren,“ antwortete der Dichter. — „Wann werden sie erscheinen?“ — „Jedenfalls nicht vor meinem Tode.“ — „Eh bien,“ entgegnete kaltblütig einer der Anwesenden, „mourez donc, Monsieur!“ — „Aus dieser süßen Aufforderung an den Dichter möge schließlich hervorgehen, damit die Welt jenes Wert früher besitze, sprach die zügellose Ungebild der Bewunderung. Aber der junge Student, der seine Bewunderung in diese paradoxe Form gekleidet hatte, verriet nichtsdestoweniger gerade dadurch, wie sehr er Gide mißverstand. Indem er den Menschen Gide für ein bloßes Werk des Schriftstellers Gide hinzugab, bereit sich erklärte, gab er zu verstehen, daß er das Werk mehr bewunderte als den Menschen. Eine Bewunderung aber, die sich gerade zwischen Mann und Werk unterscheidet, ist nirgendwo weniger am Platze als bei André Gide. Sie erweist sich, bei näherem Zusehen, als der allerdings entäußerliche Ausdruck einer tiefen Verfehlung. Warum?

Die Frage ist einfach zu beantworten: weil — wenn jemals, so hier — der Mensch reicher ist als sein Werk. André Gide, seine schöpferische Kraft, seine menschliche und geistige Natur, gleichen nicht etwa einem immer gleichmäßig zusammengesetzten Boden, der, einem bestimmten Klima und den dazu gehörigen Saaten unentworfen, ewig die gleiche Ernte hervorbringt. Er gehört nicht zu jenen Dichtern, die sich, aus einer noch so reichen Substanz, mit jedem neuen Werk eigentlich doch nur wiederholen. Es ist vielmehr der Wechsel in der Person. Er ist willkürlich unentschieden, weicht jeder Forderung an ein Einseitiges aus und gefüllt sich in Provisorien, um sich immer wieder neu entscheiden und wandeln zu können. Dennoch liebt er nicht das Unentschiedene: „Les extrêmes me touchent — die Extreme berühren mich,“ sagt er von sich. Einer seiner Romanfiguren, Bernard Proftendieu in den „Falschmünzern“, „enttäuscht“ ihn, weil sie „aufhört zu revoltieren“. Nur in den Stunden einsamer Selbstbeurteilung fühlt er, der beständig sich Verändernde, einen gewissen inneren Zusammenhang aller seiner Metamorphosen untereinander — un, continuité foncière! Aber dann ist ihm, als stehe sein Leben still, als höre er auf zu existieren. Er glaubt, daß der Mensch um so reicher ist, je besser es ihm gelingt, nicht zur selbsterlöschenden Persönlichkeit zu „erstarren“. Haupt Sache, daß er jede Verpuppung, bevor er sie wieder durchbricht, zutiefst innerlich erleidet. André Gide ist der schlechthin herabstufende Mensch, der sich unentschieden und stehend seine ewige Jugend erhält.

Darum drückt sein Einzelwert ihn aus, kaum die Gesamtheit seiner Werke. Er begann mit kleineren Arbeiten, von ihm „Etrangers“ genannt,

darunter die von Nichte übersehte „Mitteltzeit des verlorenen Sohnes“. In den „Nourritures Terrestres“ entdeckt und bejagt er das Leben als organisch-heimatliches Phänomen. In der Erzählung „Der Amoralist“ (fast alle Werke Gides sind deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen) gestaltet er, wie schon der Titel besagt, ähnliches. In der „Engen Pforte“, gleichfalls einer Erzählung, schildert er dagegen das weltabgewehrte, asthetisch-verzickende Seelenleben einer reinen, in Strapazen sich verzehrenden, aber darin zugleich ihre Besonderheit findenden Frau. Seine übrigen erzählenden Schriften: „Fabelle“, „Die Verliebe des Basilien“, „Die Pastoral-Symphonie“, „Die Falschmünzer“ und die zuletzt erschienene „Schule der Frauen“, sind ungerade, der Form wie dem Inhalt nach, nicht minder verschieden. Hinzukommen einige Reisebücher, mehrere Uebersetzungen sowie vier Bände Kritik, darunter ein wertvolles Buch über Dostojewskij. Nicht zu vergessen schließlich zwei Theaterstücke: „Zami“ und sein „König Naudantes“. — Es ist das Werk eines Mannes, der sich niemals wiederholen wollte. Eines Mannes, der nirgend und überall seinen Ort hat; der nirgend und überall verwurzelt ist, indem er nämlich seine Wurzeln nicht in irgendeinem heimatischen Erdreich, sondern im Geist hat. Er trägt sie gleichsam mit sich herum, um sie einzusetzen, wo es ihm beliebt, um sie wieder herauszunehmen, wann es ihm beliebt: er ist das gerade Gegenteil eines bodenständigen, eines Heimatdichters — und doch unfranzösisch.

Ein Streitfall, der ihn, um die Jahrhundertwende, mit Maurice Barrès zusammenstoßen ließ, ist besonders bezeichnend für sein Wesen. Barrès hatte in seinem Zeitroman „Les déracinés“ die Theorie aufgestellt, daß Menschen, die sich entwurzeln oder entwurzelt werden, notwendigerweise zugrunde gehen. Worauf André Gide, ganz sachlich, entgegnete: im Gegenteil: so wie die Pflanze unserer Gärten erst durch Verpflanzung von einem Erdreich ins andere erstarken, so auch der Mensch. Diese Entgegnung war weittragender, als man heute ahnen mag. Der ziemlich dürftige, aber blendend aufgemachte Einfall von Barrès sollte, mit wenigen anderen, nicht viel beweiskräftigeren Argumenten die nationalistische Ideologie neu begründen helfen. André Gide hatte sie durch seinen überaus einfachen Einwand (die kristallklare Einfachheit ist seine Stärke) von vornherein als unrichtig in ihren allerersten Voraussetzungen bloßgestellt. Barrès wurde bis an sein Ende als Künstler geliebt und bewundert, aber als Denker bald nicht mehr ernst genommen. So hatte André Gide, zumal später durch die Gründung der seinen Geist animierenden „Nouvelle Revue Française“, ein wesentliches dazu beigetragen, den gefährlich wachsenden Einfluß zu brechen, den Maurice Barrès und Charles Maurras auf einen beträchtlichen Teil der französischen Jugend gewonnen hatten.

Auch die „Falschmünzer“ (deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart), die erste seiner Erzählungen, die er streng auf Gattungsunterschiede bedacht, „Roman“ nennt, stimmen,

von einem gewissen Gesichtspunkt aus betrachtet, aus einem Geist der Opposition gegen die — überkommene, vom Individuum Selbstausgabe und Gehorsam fordernde, Bindungen (an Staat, Heimat, Familie) überwertende — Ideologie des Nationalismus. Das Buch ist, in einem seiner Hauptwesenszüge, ausgesprochen manichäisch. Der Dämon jedenfalls wird mehrmals als gleichwertiger Gegenspieler Gottes bei Namen genannt. Am Schluß des Romans legte Gide einer seiner Gestalten sogar das Bekenntnis in den Mund, Gott und Teufel seien eins: sie verstanden einander glänzend. Man darf das vielleicht nicht allzu wörtlich nehmen; aber, wie dem auch sei: der Dämon spielt, gleichviel ob leibhaftig oder figurlich, als Zuspätkommer der bösen Tat eine bedeutende Rolle in dem Roman, dessen Geschehen von jenem an Robert Müllers „Verwirrungen des Zöglings Teerich“ erinnert. Es ist darum nur logisch und natürlich, daß André Gide auch Gott, wenigstens in der Gestalt eines seiner Diener, nämlich eines Engels, auftreten läßt. Und hier, in der Szene zwischen dem jungen Bernard Proftendieu und dem Engel, kommt nicht nur seiner echt Gideische Geist der Opposition gegen die nationalistische Ideologie unzweideutig zum Ausdruck; hier entleert sich vielleicht auch der tiefste Wesens Kern des Dichters, sein sich gleichgeliebtes und gleichgeliebendes, nicht mehr stehendes, wenn auch in sich ungemein